

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 27. April 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 17.

Konstantinopels Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft.

Wie wichtig Konstantinopels Besitz sey, darüber haben Zeit, Erfahrung und Diplomatie längst entschieden. An einem engen Kanal gelegen, der zwei große Meere verbindet, ist es immer ein Gegenstand königlichen Ehrgeizes gewesen, und wird immer ein solcher, wo nicht gar ein Zankapfel zwischen den hohen, scheidrichterlichen Mächten Europas bleiben.

Die Milde und Heilsamkeit seines Klima's, das beständig von jedem Nebel, jeder schädlichen Ausdünstung durch den raschen Luftzug des Bosphors befreit wird; der magische Fernblick einer Landschaft, die auf beiden Erdhälften vielleicht nicht ihres Gleichen hat; die glückliche Lage dieser Riesenstadt, auf einer Landzunge, die zwischen dem Bosphor und dem Marmorameer hinausdringt, und sie unüberwindlich zu machen scheint: Alles hat dazu beigetragen, diesen Punkt zur Hauptstadt der verschiedenen großen Reiche zu machen, die auf der Bühne der Weltbegebenheiten nacheinander gefolgt sind.

Rom verliert, unter Konstantin dem Großen, den kaiserlichen Thron, um Byzanz damit zu bereichern, das aus Dankbarkeit dafür seinen Namen verändert. Nach der Scheidung des römischen Reiches in zwei Hälften, die abendländische und morgenländische, wurde Konstantinopel die Hauptstadt der griechischen Macht.

Als die Turkmanen von Eroberungen zu Eroberungen durch Kleinasien bis zum Hellespont vorgedrungen, schlugen sie ihr Hauptquartier in Europa in derselben alten Kaiserstadt auf, deren Namen ihre rohe Unwissenheit in Stambul verdrehte, wo sie seit 380 Jahren der Civilisation und dem Christenthum den Krieg erklärt und die schaudererregendsten Abscheulichkeiten begangen haben.

Nach diesem Punkte auch geht Rußlands unabweisendes Streben, seit der großen Kaiserin Katharina. Es verkündet sich selbst offenbar durch die Inschrift, welche diese Fürstin über die Thore einer Stadt

am Pont-Euxin setzen ließ: „Hierdurch geht der Weg nach Konstantinopel.“

Angenommen nun, diese Stadt fällt in Rußlands Gewalt, vielleicht dürfte sie dann, wie sie einst schon der Stadt des Romulus das Recht der Erstgeburt entriß, auch die Enterbung der Stadt Peters des Großen von der Residenz der Zaare veranlassen.

Dies Zeugniß hoher Wichtigkeit, welches Geschichte, Streben der mächtigsten Monarchen und ein unermesslicher Handel dieser Stadt gegeben, um welche nicht nur verschiedene Religionen gestritten, in welcher der Christianismus den Polytheismus entthronte, um eilfhundert Jahre später vom Islamismus verdrängt zu werden, der jetzt dort wiederum seinem Ende nahe zu seyn scheint: das Alles macht Konstantinopel, vorzüglich unter den gegenwärtigen Umständen, im höchsten Grade interessant.

Schon das Materiell der Stadt ist sehr merkwürdig, durch die Spuren und Trümmer, welche so viele Revolution hinterlassen. Griechische, gothische und muselmännische Architektur haben hier die Muster aller Bauarten neben einander gruppiert. Oft sind ihre verschiedenartigen Charaktere aufs Seltsamste vermischt, und man findet mehrere heidnische Tempel, die in christliche Kirchen und sodann in muselmännische Moscheen umgestaltet worden. Man sieht römische Palläste, die sich in türkische Serails verwandelt haben. Man erblickt arabische Kuppeln auf griechischen Säulenhallen, griechische und lateinische Inschriften zu Ehren Jupiters, Apolls und Priaps, neben andern zu Ehren der unbefleckten Jungfrau und des lebenswürdigen Propheten, dessen Evangelium Mord, Hinterlist und Verrath war. Hier erblickt man die Köpfe christlicher Rayahs am Fuße ägyptischer Obelisken, dort im Schatten griechischer Kariatiden träge Osmanlis in ruhigen langweiligen Gruppen schmauchend.

In diesem Gemisch aller Civilisationen, aller Epochen, aller Gottesverehrungen enthüllt sich eine Verzagtheit, die reich an Begebenheiten und geschichtlichen Thatsachen ist.

Der Bosphor ist vom schwarzen bis zum Marmorameere ungefähr fünf Stunden lang. Seine Breite

ist, der vielen Vorgebirge und Buchten wegen, welche am europäischen und asiatischen Gestade die mannigfachsten Ansichten, die abwechselndsten Landschaften darbieten, sehr verschieden; doch beträgt sie nirgends über eine Stunde.

Man kann sich ungefähr einen Begriff von diesem interessanten Kanal machen, wenn man den Zürichsee gesehen, mit dem er, ungefähr von Ballishofen bis Rapperschwyl, einige Aehnlichkeit hat. Nur daß in ihm Alles größer, majestätischer ist. Der Albis und die Vorhügel am rechten Sihluser können die Kette des Kutschuk-Balkan verstanlichen, die sich vom Hämüs herab längs der Meerenge erstreckt und sich hier allzmählig in üppige Hügelreihen verflücht. Die Berge am rechten Seeufer vom Pfannenstiel bis zum Burggehölz, gewähren eine Idee von den ersten Hügelwellen am asiatischen Ufer, die von Skutari immer höher über einander schlagen.

So reizend und malerisch der Zürichsee nun auch immerhin seyn mag, steht er doch weit noch hinter dem Bosphor zurück. Ueberall sind die Gestade dieses entzückenden Kanals mit grünen Hügeln bedeckt, die zur Rechten und Linken ein mit Dörfern, zierlichen Landhäusern, Kiosken und Pallästen geschmücktes Amphitheater darstellen.

Der Bosphor ergießt sich in das Marmorameer wie ein schöner Fluß, dessen Strömung sehr bemerkbar ist. Das schwarze Meer, in welches die größten Flüsse Europas und einige Ströme Asiens ausmünden, wird dadurch zu reichlich genährt, als daß seine ganze Wassermasse durch Ausdünstung verzehrt werden sollte. Sie schwillt also an, und stürzt sich durch die Meerenge von Konstantinopel gegen den Archipel und das mitteländische Meer.

Indessen verhindert diese starke Strömung die Schifffahrt in den Dardanellen und im Bosphor dennoch nicht und stellt ihr selbst keine so großen Hindernisse entgegen, als man vermuthen sollte. Die durch das Austreten der tiefen Wassermasse an die Vorgebirge erzeugte Rückströmung längs der Küste begünstigt die Fahrzeuge, welche sie zu gewinnen wissen, außerordentlich.

Der Reisende, der über das Marmorameer nach Konstantinopel kommt, erblickt zuerst die Serailspitze, hinter welcher die Mündung des Bosphors sich zu öffnen scheint. Das Auge wird sehr angenehm von einer Menge Dome, Kuppeln und Minarete betroffen, zwischen denen sich schlanke Zypressen und hohe, dichte Laubgewölbe erheben.

Zur Rechten liegt Skutari, zur Linken Konstantinopel, hinter dem sich ein zweites Amphitheater von Häusern und Pallästen verbirgt, und welches die Vorstädte Tophana, Pera und Galata bilden.

Trifft man zur Nacht während dem Monat des Ramadan ein, möchte man beinahe an eine Verwirklichung der Feyerlein aus Tausend und einer Nacht glauben, so magisch, so überirdisch ist das Bild, welches dem trunkenen Auge sich darstellt.

Tausend Illuminationen strahlen aus dem ruhigen Silberspiegel der majestätischen Bucht. Ihre Funken

schimmern bis nach Asien hinüber und glühen auf den Furchen, welche die in allen Richtungen sich durchschneidenden unzählbaren Gondeln und Rachen durch die weite Fläche bewirken.

Fast alle Exkursionen und Spazierfahrten finden hier auf dem Meere statt. Bald quartirt ein Türke seinen Harem aus, um einige Monate in Terapia oder Busufdere zuzubringen. Bald erblickt man einen Leichenzug, der die Ueberreste eines gläubigen Muselmanes nach dem klassischen Boden des Islamismus (Asien) bringt.

Aber immer ernst, in Freude wie in Schmerz, aufsert der Osmanli sich nie durch irgend eine laute Bezeugung. Sein Stolz erlaubt ihm nicht, sein inneres Leiden oder seine innere Wonne auch vor Andern zu entschleiern. Er überläßt diese Mittheilung dem stets beweglichen Griechen, dem unermüdlischen Armentier, dem lustigen Franken, den er als halben Narren und als halben Bösewicht zu verachten gewohnt ist.

Fast alle türkischen Friedhöfe sind zu Scutari. Asien wird nämlich von den Ottomanen als ihr eigenthümliches Erbland, als das Patrimonium des Islamismus, betrachtet. Einer alten Sage zufolge, an welche sie unerschütterlich glauben, wird das europäische Gestade über kurz oder lang ihnen durch die Giaurs (Christen) entrisen werden. Darum wollen sie, daß ihre sterblichen Ueberreste auf mahomedanischer Erde ruhen und nicht durch die Anhänger der Christuslehre entweiht werden.

Grabmäler und Sarkophage, mit traurigen Zypressen untermischt, ziehen sich längs dem östlichen Ufer dahin, und scheinen es gegen das Vordringen der Widersacher des Islamismus vertheidigen zu sollen. Dort, an diesen Zufluchtsorten des Todes, betet der fromme Muselman bei Sonnenaufgang, auf seinem Teppich knieend, nicht etwa aus Luxus und Bequemlichkeit, sondern weil es eine religiöse Vorschrift ist, die ihm gebietet, sich auf eine anständige Weise an den Höchsten zu wenden.

Auch die Frauen, in ihre Feredges und Maramahs gehüllt, stellen häufige Wallfahrten zu diesen ersten Todesfeldern an. Aber da bei ihnen die moralische Schwäche bei weitem größer ist als die physische Stärke, da sie die Schutzwehr des Selbstgefühls nicht kennen, welches unsere europäischen Frauen vor solch manchem Fehltritte behütet, vorzüglich wenn die öffentliche Verachtung mit im Spiele ist, werden diese Ausflüge für sie zugleich die Veranlassung antimatrimonialischer Abstecker, bei denen Amor die Zeugen bittet, gefällt anderswohin zu blicken. —

Ist man über die Serailspitze hinaus und betritt man den Bosphor, so enthüllt sich zur Linken eine Bucht, das „goldne Horn“ genannt, in welcher die Armada des Großherrn vor Anker liegt. Konstantinopel und seine Vorstädte umschlingen diese Rhede, die auf und zwischen sieben Hügeln, in mehrern Stockwerken auf- und absteigend, erbaut ist.

Die eigentliche Stadt befindet sich auf der Halbinsel, die zwischen den Propontides (Marmorameer) und der Rhede hinausdringt. Sie wird auf der Landseite

durch eine dicke, anderthalb Stunden lange Mauer geschützt, die sich von der Festung Jeddi-Kuli bis zum Hafen erstreckt. Von Strecke zu Strecke ist sie mit mehr oder weniger hohen Thürmen gekrönt. Außerhalb der Mauer befindet sich noch ein dreißig Fuß breiter, aber größtentheils trockener Graben.

Alle Thore sind in dieser Mauer von griechischer Bauart. Das goldene Thor ist ein ziemlich schöner Triumphbogen. Die lateinischen Distichen, welche man an demselben liest, bestimmen die Zeit seiner Erbauung unter dem Kaiser Theodosius. Auch den andern Thoren und Thürmen fehlt es an Epigraphen nicht; aber obgleich die Schriftzüge auf Eisen oder Marmor eingegraben sind, haben Rost, Zeit und die Barbarei der Türken sie doch unlesbar gemacht.

Erdbeben und die verschiedenen Belagerungen, welche Konstantinopel erlitten, haben die Mauer an mehreren Stellen durchbrochen. Man hat sie zwar ausgekessert; aber doch lassen diese Stellen sich leicht durch ihre verhältnismäßige Schwäche und verschiedenartige Bauart erkennen.

Die Werke des alten Byzanz sind von Granit. Die Steine sind eng durch einen Mörtel verbunden, den unsere neuen Baumeister nicht mehr zu bereiten verstehen. Die Verteidigungswerke des römischen Konstantinopels sind theils aus Backsteinen, theils aus behauenen Felsbrocken aufgeführt. Die von Mahomet II. und seinen Nachfolgern unternommenen Bauten sind roh und unbehülflich, wie Alles, was aus Türkenhänden hervorgeht. Die Steine sind unordentlich über einander gehäuft, und machen zu beiden Seiten, besonders nach Innen, bedeutende Vorsprünge.

Das am Ende der Halbinsel erbaute Serail zeichnet sich vorzüglich durch seine durchaus muselmännische Befestigungsweise aus. Es wird von sehr starken Mauern umschlossen, die nicht weniger als eine Stunde im Umfang haben und von acht Thoren durchbrochen sind. Im Innern sieht man Gärten, Palläste, Kiosken, Bäder, Gehölze, Moscheen, Minarete, Zypressengruppen, Dome und Kuppeln im morgenländischen Styl ohne die mindeste Ordnung neben und durcheinander. Kunst und Natur sind dem Zufall, der dies Ganze geordnet zu haben scheint, zu Hülfe gekommen. Dadurch ist eine sonderbare Verschmelzung des Lieblichen und Grotesken, des Einfachen und Prachtvollen entstanden, die nicht ohne Interesse ist.

Das Thor Baba Humagin, oder die hohe Pforte, hat dem ganzen Reiche ihren Namen gegeben. Sie hat in ihrer Bauart durchaus nichts Ausgezeichnetes. Hier werden zur Erbauung aller Muselmänner die Köpfe der Hingerichteten, oder der erschlagenen Feinde, nebst den Nasen und Ohren der Gefangenen, befestigt. Eine türkische Inschrift, gewöhnlich in Form eines länglich zugespitzten Nussbaumblattes deutet die nähern Umstände dieser barbarischen Ausstellung an.

Tritt man durch das Thor, so erblickt man mehrere laufende und Springbrunnen, mehrere Palläste, Moscheen und Zeughäuser. Weiterhin kommt man durch die Thore Baba Selam, oder das Thor der Gesund-

heit, und Baba Sadi, oder das Thor des Glücks. Aber es wird nicht vielen Personen vergönnt, bis hierher vorzudringen, und wer sich weiter wagen wollte, den würde die rasende Eifersucht des Sultans mit dem Tode bestrafen.

Mitten in diesem Labyrinth, und ebenfalls von einer sehr hohen und starken Mauer umgeben, erhebt sich der Pallast des Sultans, in welchem sich, der Sage nach, mehr als zweitausend der schönsten Dauliken aus allen Himmelsgegenden, und sechstausend weiße, schwarze und bronzene Sklaven und Verschnittene befinden.

Nach dem, was man in Konstantinopel über diesen geheimnißvollen Aufenthaltsort sagt, nach den mehr oder weniger übertriebenen Beschreibungen, welche die Frauen, die darin gewohnt, oder die Aerzte, denen man den Zutritt gestattet, davon gemacht, sollen sich in seinem Innern große Schätze jeder Art befinden.

Im Zeughause erblickt man Kriegsgeräte der Römer neben denen der Kreuzfahrer, und Waffen aller der Völker, welche der Reihe nach Konstantinopel besessen oder bewohnt haben.

Die Bibliothek ist reich an wichtigen Handschriften. Sie enthält einen Diodor von Sizilien, einen kompletten Livius, und mehrere ähnliche Werke, die man umsonst in andern Bibliotheken suchen würde.

(Fortf. folgt.)

Clapperton und die Wittve von Wawa.

Clapperton, der nun auch, wie so Viele, als ein Opfer seiner Forschungsliebe dem verderblichen Klima Afrika's unterlag, erzählt in seinem nachgelassenen Tagebuche Folgendes:

„Zu Wawa (im Königreiche Borgu) erhielt ich unter so manchen andern Besuchen auch den der Tochter eines Arabers, welche sehr schön war, sich eine weiße Frau nannte, sehr reich gewesen, und jetzt Wittwe, gern einen weißen Mann haben wollte. Sie behauptete die wohlhabenste Person in Wawa zu seyn, indem sie das schönste Haus habe in der Stadt, und tausend Sklaven. Zuerst wendete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf meinen Diener Richard, der jünger und hübscher war als ich. Schon über zwanzig Jahr alt, sehr fett und dick, eine vollkommene türkische Schönheit, glich sie so ziemlich einer wandelnden Sonne, und alle ihre Liebkosungen scheiterten an der Gleichgültigkeit Richard's, der sich weigerte, sie zu besuchen, obwohl er von mir Erlaubniß dazu hatte. — Die schöne Wittwe — Zuma hieß sie — war freundlich genug, mir alle Tage frischbereitete Lebensmittel zu senden. Ihres Zwecks verfehrend bei Richard, wandte sie nun ihr Auge auf mich, und versprach Pascoe, meinem andern Diener, eine sehr schöne Sklavin zur Frau, wenn er die Sache mit mir auf guten Weg bringen könnte. Neugierig die Einrichtung ihres Hauses zu sehen, willigte ich ein, einen Besuch bei ihr abzustatten. Ich

fand eine große Wohnung voll männlicher und weiblicher Sklaven. Die Männer schliefen in den äußeren Hütten, die Weiber im Innern des Hauses. In der Mitte der Hütten war ein großer viereckiger Platz, umhangen mit Matten wie mit Teppichen, mit einem Zeltdach darüber. An einer Stelle hing eine große gegerbte Ochsenhaut. Ich wurde davor geführt; die Haut ward weggezogen, und da saß die schöne Zuma mit gekreuzten Beinen auf einem kleinen türkischen Teppich, ähnlich denen, die wir als Fußteppiche bei'm Kamia zu brauchen pflegen. Ein großes ledernes Polsterkissen unterstützte ihr linkes Knie. Ihr Gura-Napf, welches ein großer zinnerner Napf von alter englischer Arbeit war, stand neben ihr, mit einer Calbasse voll frischen Wassers, um sich damit abwechselnd den Mund zu befeuchten, nachdem sie Gura gegessen, oder Staubtabak gekaut hatte, wie es die Sitte ist hier bei allen Eingebornen beiderlei Geschlechts, wenn sie sich welchen verschaffen können. Ihr zur Rechten lag eine Peitsche. In einiger Entfernung von ihr kauerte am Boden eine Sklavin, von Zwerggestalt, bucklig, ganz nackt, bloß eine übermäßige Menge von Glasperlen und Korallen um Hals und Gürtel tragend; übrigens hatte sie einen gewaltig großen Mund, aber sehr schöne Augen. Ihre Gebieterin war in einem schöngestreiften Stoff von Baumwolle und Landesseide gekleidet, der von ihrem ungeheuren Busen bis zu ihren Knöcheln niederhing; ein Turban von grobem weißem Musselin wand sich um ihren Kopf, und Halsbänder von Korallen, Perlen, Gold, und eine Rubinenkette schmückten sie; ihre Augenlieder und Braunen waren schwarz, ihr Haar mit Indigo gefärbt, und Füße und Hände mit Henna. In der Rechten hielt sie einen viereckigen Fächer von trockenen Pflanzenblättern. — Nachdem sie mir gesagt, ich möchte mich zu ihr niedersetzen, was ich that, begann sie mir zuzusächeln, und schickte nach ihrem Schmuck, um mir ihn sehen zu lassen. Dieser bestand in vier goldenen Armbändern, zwei großen Toiletten von Carton, jede einen Spiegel enthaltend, mehrere Schnüre Korallen, Ringe, Silberspangen, und andere Kleinigkeiten. Nach vielen Complimenten, und nachdem sie mir alle ihre Reichthümer vorgerechnet, ward ich in ein anderes luftiges Appartement geführt, geschmückt mit zinnernen Tellern und glänzendem Kupfergeschirr. Hier sagte sie mir, ihr Mann sey schon mehrere Jahre todt, und sie habe einen einzigen Sohn von ihm, der viel schwärzer sey als sie; sie liebe die weißen Männer und würde gern mit mir nach Bussa gehen; sie wolle nach dem Malem dem Gelehrten schicken, und mit mir das Fatha lesen. — Ich fand, daß der Spaß zu weit ging, und ward immer ernster. Sie ließ sich einen Spiegel geben, betrachtete sich zuerst selber darin, reichte ihn dann mir zu und sagte: Sie sey wohl etwas älter als ich — aber sehr wenig — und das thäte ja doch nichts! — das war mir ein wenig zu viel; ich machte, daß ich wegfam, sehr entschlossen, meinen Besuch nicht zu wiederholen.“ — Nach einem Ausflug nach Bussa (einer Stadt auf einer Insel gelegen zwischen zwei Armen

der Quorra), wohin Clapperton gegangen war, um sich nach Mungo Park und den Tagebüchern zu erkundigen, welche dieser verunglückte Reisende daselbst hinterlassen haben soll — begab er sich nach Kulsu; er glaubte dort seine Leute und sein Gepäck zu finden, womit nach seinem Befehl ihm die Ersteren vorangehen sollten, erhielt aber zu seinem großen Erstaunen bei Comie eine Botschaft der Wittve Zuma, die ihn im nächsten Dorf erwartete, und die ihm gekochten Reis mit Geflügel schickte, nebst Einladung, zu ihr zu kommen, sich — auszuruhen. Der Sohn des Gouverneurs von Wawa war auch da, um ihm zu sagen, sein Gepäck sey in Wawa zurückbehalten worden, und man werde ihm selbes nicht ausliefern, bis er die Wittve wieder restituirt habe. Endlich kam auch sein Diener Lander herbei, der ihn aufzusuchen gegangen war, und erklärte ihm, woher die Verzögerung seiner Reise stamme. Es schreibe sich Alles von der Wittve Zuma her, die eine halbe Stunde nach Clapperton's Abreise selbst die Stadt verlassen mit einem zahlreichen Gefolge und Tambours an der Spitze. Sie hatte sich nach der Wohnung des Engländers begeben, statt dem Gouverneur Adieu zu sagen; hatte ohne Erlaubniß des Letzteren dem Pascoe die versprochene Frau überliefert, und laut erklärt, sie wolle dem weißen Mann bis nach Kano folgen, und bei der Zurückkunft dem Gouverneur den Krieg machen, wie sie schon mehrmals gethan. Clapperton sah sich demnach genöthigt, nach Wawa zurückzukehren, um seine Effekten zu reklamiren, und kaum daselbst angelangt, hielt auch die kriegerische Wittve dort ihren Einzug. „Ein Tambour, mit einem Hut voll Straußfedern auf dem Kopf, zog voran; ein Bogenschütz ging dicht vor ihrem Pferde einher; und eine zahlreiche Menge, mit Bogen, Lanzen und Degen bewaffnet, folgte ihr. Sie ritt in Männerart ein nach Landessitte prächtig aufgezäumtes und geschmücktes herrliches Roß. Der Kopf des Pferdes war mit Kupferplatten bedeckt, der Hals mit Kupferglöckchen behangen, und über den ganzen Leib hing eine Menge Matrasen von allerlei Farben, roth, grün, gelb; auf der Brust befand sich ein Scharlachstück mit einer Kupferplatte, und die Schabracke war von Scharlachtuch, reich mit Goldtressen gallonirt. Zuma selbst war gekleidet in rothseidene Pantalons, hatte Stiefel an von rothem Maroquin, einen weißen Turban auf dem Kopf, und über den Schultern einen seidenen goldgestickten Mantel. Wäre sie etwas jünger gewesen, und hätte etwas weniger Embonpoint gehabt — man hätte sich für ein Haupt ihrer Partei erklären mögen — denn mit ihrem Antlitze konnte sie für eine seltene Schönheit gelten in jedem Theil von Europa. — Zuma, vor den Gouverneur geladen, hörte daselbst auf den Knien eine Strafrede an über ihre Eitelkeit und ihren Ungehorsam — ward entlassen, und den Rücken wendend ging sie nach Hause, nachdem sie mit dem Ausdruck des höchsten Unwillens und der tiefsten Verachtung den Staub von ihren Füßen geschüttelt hatte.